

KRISTINA STEFFAN | Nicht die Bohne!

Zum Buch

Gerade hat Paula sich von ihrem langjährigen Freund Olaf getrennt. Der Grund: Er wollte Kinder, sie Karriere. Jetzt ist Paula trotzdem schwanger – schuld war der Abschiedssex. Eigentlich kommt ein Kind für Paula nicht infrage, doch der Anblick der kleinen Bohne auf dem Ultraschall, die sogar schon über einen Herzschlag verfügt, geht ihr unerwartet nahe. Ehe Paula sich versieht, ist das Bohnen-Projekt angelaufen. Ihre Karriere dagegen nimmt ein jähes Ende, als der cholerische Chef ihr fristlos kündigt. Doch der neue Job auf dem Ökohof stellt sich als echter Glücksgriff heraus: Elena, Harry und Co. sind die besten Kollegen der Welt, es gibt gratis frisches Gemüse, und dann wäre da noch Simon. Denn auch wenn Paulas Leben eigentlich schon kompliziert genug ist, geht ihr der gut aussehende und ein wenig geheimnisvolle Tischler einfach nicht mehr aus dem Kopf.

Zur Autorin

Kristina Steffan lebt in Norddeutschland, ist Mitglied einer großen Patchworkfamilie und arbeitet als Mediatorin und systemischer Coach. *Nicht die Bohne!* ist ihr erster Roman im Diana Verlag. Als Kristina Günak ist sie die Autorin der Elionore-Brevent-Serie *Eine Hexe zum Verlieben* (2011–2013) und des paranormalen Liebesromans *Die Drachenbraut* (2012).
www.kristina-steffan.de

KRISTINA STEFFAN

Nicht die Bohne!

Roman

Diana Verlag



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte
Papier *Holmen Book Cream* liefert Holmen Paper,
Hallstavik, Schweden

Originalausgabe 05/2013

Copyright © 2013 by Diana Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Redaktion | Dr. Katja Bendels

Umschlaggestaltung | t.mutzenbach design, München, unter Verwendung von
Motiven von © mauritius images / Glasshouse und shutterstock

Satz | Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung | GGP Media GmbH, Pößneck

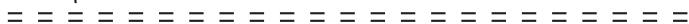
Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany 2013

ISBN | 978-3-453-35742-6

www.diana-verlag.de

Kapitel 1



Ach du Scheiße. Eine blaue Linie. Zwei blaue Linien. Ich bin schwanger. Zusammengekrümmt hocke ich auf dem Badewannenrand und versuche eine Schnappatmung zu verhindern. Mir ist kotzübel. Auch mein Sprachzentrum scheint schockbedingt etwas in Mitleidenschaft gezogen zu sein, denn außer »Scheiße-scheißescheißescheiße« kommt nichts aus meinem Mund, und ich sehe mich nicht in der Lage, diese wenig variationsreiche Wortflut einzudämmen.

Zu meiner Verteidigung: Das kann einfach nicht wahr sein! Ich hatte dieses Jahr genau ein Mal Sex, und wir haben immerhin November. Ein Mal! Kein Mensch wird nach einem Mal Sex schwanger.

Ich kann also, rein logisch betrachtet, gar nicht schwanger sein. Was ich hier in Form eines kleinen blauen Kreuzes auf dem Schwangerschaftstest in den Händen halte, muss technischem Versagen geschuldet sein. Das Ding ist kaputt, da haben wir's. Ich atme erleichtert aus und ignoriere den kleinen Aufdruck auf der Packung, der mir eine 99-prozentige Sicherheit beim Aufspüren von Schwangerschaften verspricht.

Im Schlafzimmer krame ich meine grauen Chucks unter dem Bett hervor und finde dort praktischerweise auch gleich meine Autoschlüssel. Keine Ahnung, wie die da hingekommen

sind. Ich schnappe mir meinen karierten Wintermantel von der Garderobe, stopfe meine widerspenstigen hellbraunen Locken unter meine Lieblingsmütze und begeben mich im Eilschritt zu meinem Golf. Meine Schwester wird Rat wissen. Sie ist die Fachfrau zum Thema Schwangerschaft. Immerhin hat sie zwei davon erfolgreich mit der Produktion von Nachwuchs abgeschlossen. Also gehe ich einfach mal davon aus, dass sie sich auch mit dem technischen Versagen von Schwangerschaftstests auskennt.

Bei diesem Gedanken geht es mir gleich viel besser. Trotzdem zittern meine Hände auf der Fahrt so sehr, dass ich Schwierigkeiten habe, den Blinker zu setzen. Vermutlich fahre ich sogar Schlangenlinien, aber ich schaffe es unfallfrei bis vor Andreas Haustür. Energisch drücke ich auf die Klingel des rot geklinkerten Reihenendhauses, das meine Schwester und ihr Mann Johannes ihr Eigen nennen. Hinter der blauen Holztür mit dem obligatorischen Familienangehörigen-Informationsschild aus Salzteig ertönen tapsende Schritte, und Sekunden später schwingt sie langsam auf. Mein Neffe Julian steht breit grinsend vor mir.

»Allo!«, schmettert er mir entgegen, und ein unverständlicher Strom von Worten folgt aus seinem kleinen Mund. Julian ist drei, und ich verstehe bisher leider nur etwa fünfundvierzig Prozent der Dinge, die er so von sich gibt. Der Rest ist eine Sinfonie – oder auch Kakophonie – aus scheinbar willkürlich zusammengesetzten Buchstabenketten. Er hat anscheinend Nachholbedarf, weil er erst mit zwei geschnallt hat, dass er mit dem Mund Laute produzieren kann. Leider hört er seit dieser Entdeckung nicht mehr damit auf, was seine Anwesenheit ausgesprochen anstrengend gestaltet. Nach Angaben meiner Schwester quatscht er sogar im Schlaf. Die gesamte Familie

hofft, dass er irgendwann endlich die korrekte Aussprache des deutschen Alphabets lernt oder einfach in die übliche männliche Schweigsamkeit verfällt.

Ich bücke mich zu ihm hinunter und schiebe ihn etwas unsanft zurück in den Flur, wobei ich mich um einen freundlichen und interessierten Gesichtsausdruck bemühe.

»Julian, du sollst nicht einfach die Tür aufmachen!«, donnert die Stimme meiner Schwester uns entgegen.

»Hallo«, antworte ich kläglich und blicke zu ihr auf. Sie hat ihre blonden Haare zu einem praktischen Zopf am Hinterkopf festgezurt und trägt einen schwarzen Pullover und am Saum zerfranste Jeans. Sie sieht gestresst aus. Da Julian völlig ungerührt weiterplappert, kann ich mir gut vorstellen, warum. Schließlich hat sie die Oberaufsicht über zwei von diesen kleinen sonderbaren Wesen. Nummer eins ist eine echte Zickenprinzessin und Nummer zwei ein Kommunikationswunder ohne Aus-Knopf.

Ich richte mich auf und platziere ein schiefes Lächeln in meinem Gesicht. Jetzt bloß nicht heulen, Paula!

»Was ist los, Süße?«, fragt Andrea argwöhnisch und schnappt sich ihren Jüngsten, um ihn ins Wohnzimmer zu tragen. Ich laufe hinterher und werde gleich darauf stürmisch von meiner Nichte, Prinzessin Klara, begrüßt.

Geschickt montiert Andrea Julian auf dem Sofa und greift sich zeitgleich die Fernbedienung sowie ihre Tochter, die sie direkt neben Julian setzt.

»So, ihr beiden Hübschen, jetzt dürft ihr ein bisschen Benjamin Blümchen schauen. Ist das nicht toll?«, flötet sie. Sekunden später trötet der debile Elefant lautstark durch das Wohnzimmer, und Andrea fasst mich am Arm, um mich vor sich her in die Küche zu schieben. Sie nimmt mir den Mantel ab und

legt ihn sorgfältig über eine Stuhllehne. Dann montiert sie mich genauso energisch wie gerade eben Julian auf einem der Küchenstühle und setzt sich schwungvoll daneben.

»Also?« Lauernd betrachtet sie mich. Ich ziehe die Mütze vom Kopf und ordne mit zittrigen Fingern meine Haare, um Zeit zu gewinnen. Die brillante Idee, meine schwangerschaftserfahrene Schwester zu befragen, kommt mir just in diesem Moment gar nicht mehr so brillant vor. Was passiert, wenn sie technisches Versagen bei diesen kleinen Plastikröhrchen, die die Zukunft voraussagen können, für ausgeschlossen hält?

»Paula! Du siehst aus, als ob du jeden Moment auf meinen zum Glück abwischbaren Küchenfußboden kotzen musst. Was ist los?«

Betreten schaue ich ihren Küchenfußboden an. Fliesen in Rosa. Pardon: Terrakotta. Abwaschbar, definitiv. Ein Grund zur Freude. Also sage ich leise: »Ich bin schwanger!«

Schweigen. Andrea starrt mich an.

Ich sollte an dieser Stelle kurz erwähnen, dass ich Kinder nicht besonders gut leiden kann. Ganz vorsichtig ausgedrückt: Ich bekomme keine tränennassen Augen, wenn mir jemand mit Stolz und Muttermilch gefüllter Brust seinen frisch gepressten Nachwuchs unter die Nase hält und ein Lob erwartet. Meistens finde ich diese kleinen Wesen sogar sehr befremdlich, und noch befremdlicher finde ich diese Wesen, wenn sie heranwachsen und mit dreckigen Händen an mir herumtatschen und Krach machen. Genauso befremdlich finde ich Mütter, also die Produktionsleiterinnen dieser kleinen, dreckigen Wesen. Wenn die sich nämlich mit wissendem Lächeln über Windelinhalt und blutige Brustwarzen unterhalten, ver falle ich in eine Art Schockstarre. In meinem fortgeschrittenen Alter von zweiunddreißig Jahren ist es allerdings fast unmöglich, diesen Müttern

aus dem Weg zu gehen, da sie sich in meinem Freundes- und Bekanntenkreis stetig vermehren.

Meine Schwester weiß das alles. Deswegen starrt sie mich schweigend an, ungefähr so, wie man eine Osterglocke zu Weihnachten anstarren würde. Nach einigen Sekunden steht sie wortlos auf und geht zum Kühlschrank. Sie öffnet die mit Kinderbildern behängte Tür und zieht eine Flasche Martini Bianco hervor. Ohne mich eines Blickes zu würdigen, dreht sie den Deckel ab und nimmt einen tiefen Schluck. Ich öffne den Mund und möchte sie dezent auf die prekäre Situation hinweisen, in der ich stecke, als sie mich ansieht und erneut die Flasche ansetzt. Da der Konsum von alkoholischen Getränken vor der Tagesschau von meiner Schwester als Kapitalverbrechen geahndet wird, bedeutet das wohl, dass es noch schlechter um mich steht als befürchtet, und ich breche in Tränen aus.

Seufzend dreht sie die Flasche wieder zu, stellt sie zurück und setzt sich neben mich. Dann holt sie – verbal, versteht sich – zum Schlag aus: »Bist du denn zu blöd zum Verhüten?«

Mir klappt der Unterkiefer runter, und ich verschlucke mich an der ganzen Rotze in meinem Hals. Prustend ringe ich nach Luft. Andrea zerrt ein zerfetztes Taschentuch, die Grundausstattung einer jeden Mutter, aus ihrer Hosentasche und hält es mir entgegen.

Das Taschentuch ist feucht. Vermutlich hängen mindestens eine Million Kinderrotzbakterien seit Tagen darin herum, aber mein Mut reicht nicht aus, um sie um ein frisches zu bitten. Beherzt leere ich meinen Naseninhalt in den feuchten Papierstoff und wische mir mit dem Ärmel meines Shirts die Tränen weg.

»Jetzt erzähl mal«, fordert Andrea mich in etwas sanfterem Tonfall auf, und ich zerre den Schwangerschaftstest aus meiner Handtasche.

»Können die sich irren?«, schluchze ich und halte ihr das Plastikröhrchen unter die Nase. Andrea nimmt das weiße Ding ohne jegliche Berührungsangst entgegen (immerhin habe ich da draufgepinkelt, aber Mütter schockt so ein bisschen Pipi anscheinend nicht mehr) und betrachtet das kleine blaue Kreuz.

»Wie lange bist du denn überfällig?«, fragt sie.

»Sechs Tage«, antworte ich wie aus der Pistole geschossen.

»Na ja, Süße«, sagt Andrea leise und greift vorsichtig nach meiner Hand. »Die Dinger sind da schon ziemlich sicher.«

Als sie meinen frohlockenden Gesichtsausdruck bei dem Wort ziemlich sieht, setzt sie hinzu: »Eigentlich hundert Prozent sicher, wenn sie positiv ausfallen. Es geht um dieses Schwangerschaftshormon. Und wenn das da ist, ist es da!«

In diesem für mich so bedeutenden Moment fliegt die Küchentür auf, und das Plappermaul Julian betritt die Bühne.

»Mama!«, kräht er fröhlich. »Wolln Apelsap!«

Entgeistert starre ich meinen Neffen an. Die Apokalypse bricht über mich herein, und der Bengel verlangt nach Apelsap. Völlig ungerührt steht Andrea auf, fischt zwei bunte Plastikbecher aus der Geschirrspülmaschine und gießt Apfelsaft hinein. Julian langt mit seinen kleinen Händchen danach, doch sie hält die Becher außer Reichweite und sagt zu mir: »Ich bringe ihnen den Saft, sonst landet er auf dem Teppich.« Mit diesen Worten zieht sie mit dem immer noch krähenden Julian von dannen. Schon klar, der Teppich ist nicht abwaschbar.

Regungslos bleibe ich sitzen und starre die offene Küchentür an. Eine halbe Minute später ist sie wieder da und setzt sich wieder hin, als wäre nichts gewesen.

»Paula, du bist ziemlich sicher schwanger. Von wem?«, fragt sie und zieht dabei eine Augenbraue in die Höhe.

»Äh«, stottere ich und kann noch den Apfelsaftgeruch wahrnehmen, der in der Küche hängt.

»Hm?«, brummt sie mich auffordernd an und greift wieder nach dem Unglück verheißenden Schwangerschaftstest.

»Olaf«, seufze ich. Sie nickt zufrieden und schenkt mir ein Lächeln. Auch wenn es sie erfreut – das ist alles andere als gut. Olaf und ich sind nämlich seit genau achtundzwanzig Tagen nicht mehr zusammen. Weil ich mich von ihm getrennt habe. Weil er nämlich wollte, dass ich für ihn und nach seinen Regeln die genetische Reproduktion beginne. Was ich wiederum nicht wollte. Meine Verweigerung in diese Richtung ist auch schuld daran, dass wir in diesem Jahr genau ein Mal Sex hatten. Den Beziehungs-Beendungs-Sex, der für das blaue Kreuz verantwortlich ist.

Ich stecke echt tief in der Scheiße. Da brauche ich fast zweihundertachtzig Tage, um mich von ihm zu trennen, und jetzt das.

»Ich will auch Martini«, japse ich und mache Anstalten, vom Stuhl zu rutschen, um auf den Kühlschrank zuzurobben. Ich persönlich habe nämlich kein Problem mit alkoholischen Getränken vor der Tagesschau, aber meine Schwester packt mich fest am Arm.

»Alkohol in der Schwangerschaft geht gar nicht!«, zischt sie mich an.

»Aber das hier ist eine Notsituation, außerdem weiß ich doch gar nicht, ob ich schwanger bleibe«, jammere ich und versuche ihr meinen Arm zu entreißen. Sie wirft mir einen vernichtenden Blick zu und lockert ihren Griff nicht einen Millimeter. Es muss einen Pitbull in unserer Ahnengalerie geben.

»Willst du abtreiben?« Ihre blauen Augen sprühen Funken. Ich erstarre und denke: »*Will ich abtreiben?*«

Schließlich sage ich matt: »Ich weiß doch erst seit einer halben Stunde, dass ich schwanger bin. Ich muss überhaupt erst mal wieder anfangen zu denken.«

»Entschuldige«, sagt sie und lässt endlich meinen Arm los. Vermutlich hat sie bei ihrer »Schützt das ungeborene Leben«-Aktion einen dunkelblauen Fleck auf meinem Oberarm hinterlassen. »Du hast recht. Komm erst mal zu dir.«

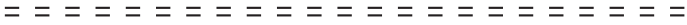
Dafür bleibt mir allerdings nicht allzu viel Zeit, denn durch die geschlossene Küchentür dringen plötzlich heftige Kampfgeräusche zu uns. Ich vermute rivalisierende, rollige Katzen hinter dem Spektakel. Andrea vermutet einen Kleinkrieg innerhalb der Brut und steht zügig auf, um Schlimmeres zu verhindern. Ich folge ihr ins Wohnzimmer, wo Klara und Julian ineinander verkeilt und laut brüllend über den Couchtisch kullern.

Andrea greift beherzt und sehr mutig ein, während ich ein lautes »Tschüss!« rufe und fluchtartig das hübsche Eigenheim meiner Schwester verlasse.

Im Auto fällt mir auf, dass ich »das Plus« vergessen habe. Da ich aber eine natürliche Abneigung gegen lärmende Kleinkinder habe und vermute, dass der Kampf noch nicht vorbei ist, fahre ich ohne Plus nach Hause. Es geht mir jetzt zwar nicht besser, aber zumindest bin ich nicht mehr so panisch.

Langsam kehrt die Denkfähigkeit in mein schockbedingt leer gefegtes Hirn zurück, und ich mache einen Abstecher zur Apotheke. Der Apotheker schaut bei meiner Bestellung etwas irritiert aus der weißen Wäsche, und ich fühle mich genötigt, ihm zu erklären, dass gleich zwei von meinen Freundinnen glauben, schwanger zu sein. Außerdem, füge ich hinzu, soll man ja laut Arzt mindestens zwei Tests machen. Um ganz sicherzugehen. Freundlich lächelnd verlasse ich die Apotheke wieder, um im Auto erneut in Tränen auszubrechen.

Kapitel 2



Ich habe auf fünf Tests verschiedenster Hersteller gepinkelt. Das hat insgesamt fast drei Stunden gedauert, weil ich ja im Vorfeld für ausreichend Blasenfüllung sorgen musste. Ich habe also Eistee, Apelsap und Cola in rauen Mengen in mich hineingeschüttet und jeden Tropfen, der unten wieder rauskam, sinnvoll genutzt. Ich habe mich zusammengerissen und kurzzeitig mit dem Heulen aufgehört, damit nichts an Flüssigkeit für eine so sinnlose Tätigkeit verschwendet wird.

Das Ergebnis: Ich bin definitiv schwanger. Ich verfüge jetzt über eine stolze Sammlung von doppelten rosa Linien und blauen Pluszeichen. Ein Test sagte mir sogar wortwörtlich: Schwanger! Ich rufe Andrea an, die nach der Lautstärke im Hintergrund zu urteilen immer noch – oder schon wieder – an vorderster Front kämpft, und berichte ihr von den vielen positiven Ergebnissen. Die Kampfhandlungen in ihrem Wohnzimmer halten sie leider davon ab, ein ausführliches Gespräch mit mir zu führen, und sie beauftragt mich mit leicht gehetzter Stimme, in mich zu gehen und mir zu überlegen, wie ich weitermachen will.

Matt sitze ich auf meinem Sofa, während der Novemberregen gegen die Scheiben trommelt. Ich würde so gern mit jemandem reden, aber ausgerechnet in dieser Situation, in der ich

dringend Beistand bräuchte, ist die Auswahl mehr als begrenzt. Verzweiflung macht sich breit, und ich gönne mir, nachdem ich meine Körperflüssigkeiten nun wieder maßlos verschwenden kann, eine weitere Runde Tränen.

Meine beste Freundin Justine versucht seit zwei Jahren schwanger zu werden und fällt als Gesprächspartnerin in diesem Fall definitiv aus. Die Muttis unter meinen Freunden und Bekannten werden mir gratulieren und mich in ihrem Kreise herzlich willkommen heißen. Dass ich ja überhaupt nicht schwanger sein möchte, könnte dort auf Missfallen stoßen. Meine weise Freundin Jutta ist für zwei Wochen auf den Malediven und hat demonstrativ ihr Handy zurückgelassen. Und Mara, meine karrierebewusste, Manolo Blahnik tragende Freundin, würde ohne viel Federlesens meinen Gynäkologen anrufen und den Abtreibungstermin höchstpersönlich in meinem Kalender eintragen. Dann würde sie mir auf die Schulter klopfen und mir freundlich mitteilen, dass das Problem gelöst sei.

Leider ist es nicht ganz so einfach, wie ich feststelle. Und leider habe ich auch keinen Notfallplan in petto. Ich habe mir nämlich noch nie in meinem Leben die Frage gestellt, was ich tun würde, wenn ich schwanger wäre. Vielmehr habe ich das schlicht und einfach ausgeschlossen. Paula Schmidt wird doch nicht schwanger. Schon gar nicht ungewollt. Schließlich bin ich die Meisterin der Verhütung: Meine Pille und ich sind echte Freundinnen. Niemals vergesse ich, sie mir abends um Punkt 21.30 Uhr in den Mundwinkel zu schieben. Nur ein einziges Mal in meinem Leben wurde mein Verhütungstrieb durch andere Dinge überlagert.

Vor ungefähr vier Wochen war ich nämlich beruflich in New York. Und Zeitverschiebung sowie Schlafmangel haben tatsächlich dazu geführt, dass ich die kleine weiße Pille in meinem

Kulturbeutel vergessen habe. Zwei Abende hintereinander. Und auch noch die ersten beiden aus der neuen Packung.

Grundsätzlich ist das kein Problem ... wenn frau keinen Sex hat. Es wird zu einem großen Problem, wenn frau kurz davor doch Sex hatte und aufgrund der heimeligen Sicherheit, in den vergangenen Jahren die Pille immer ordnungsgemäß eingenommen zu haben, vergisst, dass sie sie vergessen hat.

Irgendwo in meinem Hinterkopf gab es wohl immer die Annahme, dass ungewollte Schwangerschaften nur die blödesten unter uns Schwestern treffen und das Problem mit einer Abtreibung schnell wieder in den Griff zu bekommen ist.

Jetzt gehöre ich selbst zu den blödesten unter uns Schwestern, und der Gedanke an eine Abtreibung jagt meinen Puls in die Höhe. Irgendeine bisher unbekannte Instanz in meinem Hirn souffliert mir seltsame Dinge wie: *Es zu bekommen wäre eine Alternative. Und vielleicht auch ganz schön!*

Hier ist nichts schön, verdammt! Und eine Alternative zu was? Karriere machen? Diese seltsame Stimme aus dem Off scheint mich nicht gut genug zu kennen: Ich mag keine Kinder! Energisch setze ich sie über diese Tatsache in Kenntnis, aber sie quatscht unverdrossen weiter. Erzählt was von Verantwortung dem ungeborenen Leben gegenüber, dass ich ja schon zweiunddreißig Jahre alt bin und so ein kleiner Mensch ...

Blabla! Hallo?! Ich habe dem Spermaspender dieser wachsenden Zelle gerade den Laufpass gegeben. Dazu habe ich einen echten Traumjob. Gut, zurzeit ist es eher ein 24-Stunden-Hammerjob, aber meine weitere Karriereplanung sieht eindeutig vor, den ultimativen Traumjob allerspätestens in drei Jahren ergattert zu haben. Schließlich habe ich nicht umsonst BWL studiert.

Ich kann jetzt nicht schwanger sein und ein Kind bekom-

men. Dafür habe ich gar keine Zeit. Das ist völlig ausgeschlossen. Und außerdem: Ich mag keine Kinder!

Ich weine noch ein bisschen und gehe dann unter die Dusche. Am Abend treffe ich mich mit meiner Mädels-Runde, die aus fünf kinder- und männerlosen Frauen besteht. Meine Alkoholenthaltbarkeit erkläre ich meinen Freundinnen mit einer Magenverstimmung. Nur mir selbst gegenüber kann ich sie nicht so recht erklären. Wenn ich doch dieses Kind, sagen wir besser diese Zelle, nicht bekommen werde, könnte ich doch saufen wie eine bengalische Bergziege. Aber der Gedanke an Prosecco und Co. lässt leichte Übelkeit in mir aufsteigen.

Den Rest des Wochenendes verbringe ich in einem Zustand völliger Verwirrung. Ich laufe desorientiert durch meine Wohnung und zähle die Stunden, bis ich endlich meinen Gynäkologen anrufen und ihn mit der erschütternden Tatsache meiner ungewollten Schwangerschaft konfrontieren kann.

Unpassenderweise gratuliert mir die debile Sprechstundenhilfe, die ich am Montagmorgen um acht am Telefon über meinen unfassbaren Zustand in Kenntnis setze, sehr freundlich. Darüber hinaus verweigert sie mir einen sofortigen Termin. Ich solle noch ein wenig abwarten, in der Regel könne man den Herzschlag erst ab der siebten Woche sehen. Wie wäre es mit einem Termin Ende nächster Woche?

»Ich bin schwanger, verdammt«, zische ich in mein Handy und setze zu einem Sprint um die Häuserecke an, als mir ein Pulk Anzugträger entgegenkommt. Nur mit größter Mühe habe ich es überhaupt geschafft, mein Büro Punkt acht zu verlassen, um dieses elementare Telefonat zu führen, und jetzt will die blöde Kuh mich verträsten. Der Ernst der Lage ist nicht bei ihr angekommen.

Also noch einmal: »Ich bin schwanger. Und ich muss JETZT einen Termin bekommen. Weil ich DRINGEND mit dem Arzt sprechen muss.«

Am anderen Ende herrscht verblüfftes Schweigen. Im Hintergrund klingelt ein Telefon, ich höre Stimmen. Ich schiebe mir die freie Hand in die Achselhöhle, um wenigstens an einem Körperteil keine Erfrierungen davonzutragen. In der Annahme, dass das Telefonat schnell erledigt wäre, habe ich meinen Mantel im Büro gelassen und zittere nun vor Kälte gleichmäßig vor mich hin.

»Ja, ... äh ...«, sagt die Sprechstundenhilfe schließlich leise. »Das ist eigentlich nicht nötig, aber wenn es soooo dringend ist, können Sie heute Abend gegen sechs kommen. Das kann dann aber etwas dauern, weil ich Sie dazwischenschieben muss.«

»Wunderbar!«, zische ich wieder und drücke hektisch auf Auflegen, dann jage ich zurück in mein Büro.

Mein Chef steht verwirrt vor meinem Schreibtisch und bestaunt den leeren Platz, an dem er sonst immer fleißig und brav seine persönliche Vorstandsassistentin sitzen sieht. Ich schieße an ihm vorbei und lasse mich auf meinen Schreibtischstuhl plumpsen. Dann blicke ich ihn an und nicke.

»Äh, wo waren Sie?«, fragt er und deutet leicht verwirrt auf die Richtung, aus der ich in sein Sichtfeld geschossen kam.

»Ich musste kurz mal weg«, informiere ich ihn sachlich. Meine Mundwinkel sind in einer Wölbung nach oben erstarrt, und ich blicke ihn abwartend an.

»Ich habe hier noch eine Vorstandsvorlage. Die müssten Sie bis heute Abend fertig machen.« Er legt mir ein Blatt Papier auf den Tisch und wendet sich ab, dreht sich aber gleich noch einmal um. »Außerdem könnte ich mal einen Kaffee vertragen.«

Vertraulich grient er mich an, bleckt sein gelbes Pferdegebiss und wandert bedächtigen Schrittes zurück in sein Büro.

Punkt 1: Er hätte sich seinen Kaffee gleich mitnehmen können.

Punkt 2: Er hätte sich seinen Kaffee sogar gleich selbst eingießen können. Die Kanne steht auf dem kleinen Tisch direkt vor meinem Schreibtisch.

Punkt 3: Er ist ein lebensunfähiger Arsch. Wenn seine Frau in den Urlaub fährt – und das muss sie hin und wieder, um die Ehe mit ihm ohne Depression zu überleben –, kommt jeden Tag die Putzfrau. Weil er vermutlich noch nicht einmal in der Lage ist, den Kühlschrank alleine zu öffnen, geschweige denn eine Tasse in die Geschirrspülmaschine zu stellen.

Punkt 4: Ich bin schwanger. Aber das tut hier wohl nichts zur Sache.

Also erhebe ich mich wieder, gieße Kaffee in eine Tasse, füge die genau definierte Menge an Milch und Zucker hinzu und folge ihm. Ich sage laut: »Bitte schön!«, und platziere die Tasse auf seinem Schreibtisch. Er gibt einen unartikulierten Laut von sich, und ich laufe den gleichen Weg wieder zurück. Dann gieße ich mir selbst einen Kaffee ein und setze mich an meinen Schreibtisch. Während ich meine Mails öffne, nehme ich einen Schluck und erstarre.

Erstaunt linse ich in die Tasse. Der Inhalt sieht aus wie Kaffee. Er riecht auch wie Kaffee. Aber er schmeckt wie Moppelkotze oder Kloststein. Je nachdem, welche Geschmacksknospen in meinem Mund mit dem Gebräu in Kontakt kommen. Angewidert schlucke ich es runter und greife mir die Kanne. Gleiches Ergebnis: riecht wie Kaffee, sieht aus wie Kaffee, schmeckt grauslich. Vermutlich hat der Interne Einkauf uns mit einem Sonderangebot von armen Kaffeepflückern aus Guatemala versorgt. Ich schütte den Kaffee in den Ausguss und mache mir

einen Tee. Dann notiere ich mir auf einem Post-it, unbedingt die entsprechende Abteilung zur Rede zu stellen. Den gilligelben Post-it klebe ich zu seinen Freunden an den Bildschirmrand des Computers und widme mich jetzt endlich meinen Mails.

Ärger und Stress, so weit das Auge blicken kann. Irgendwie sind in diesem Unternehmen alle immer sauer aufeinander. Das scheint zur Firmenphilosophie zu gehören. Dabei sollten wir eigentlich Autoteile bauen, aber das kann man bei meinem mit wüsten Anschuldigungen und Vorwürfen prall gefüllten Posteingang allerdings schnell aus den Augen verlieren. Vielmehr sind wir ein Vorzeigeunternehmen in Sachen schlechte und wenig zielführende Kommunikation.

Seufzend tröste ich mich damit, dass ich hier nicht ewig hocken werde, sondern dieser Job das ultimative Sprungbrett nach oben ist, und befasse mich mit der Vorstandsvorlage, den bedenklich hohen Stapeln an Unterlagen auf und neben meinem Schreibtisch und den wüsten Anschuldigungen von Abteilung X an Abteilung Y, sie über dies und jenes nicht korrekt und nach Norm informiert zu haben.

Ich bin so beschäftigt, dass ich zwischendurch sogar das Plus vergesse und mich erst das unsanfte Piepen meines Handys darauf aufmerksam macht, dass der Termin zur Rettung meines Lebens kurz bevorsteht. Hektisch fahre ich den Computer herunter und stelle mein Telefon um. In Rekordgeschwindigkeit verlasse ich das Firmengelände und rase zur Praxis meines Gynäkologen.

Dort werde ich erst mal im Wartezimmer geparkt. Mein Blutdruck könnte dem eines DSDS-Kandidaten kurz vor dem Finale Konkurrenz machen. Verzweifelt versuche ich mich mit einer der vielen Zeitschriften abzulenken und nicht auf die

dickbäuchigen Frauen zu achten, die mich umringen. Allein die Anwesenheit dieser so offensichtlich sehr schwangeren Frauen macht mich noch nervöser. Eine nach der anderen verlässt das Wartezimmer, bis ich ganz alleine zurückbleibe. Es ist mittlerweile kurz vor sieben. Knapp vor einem Nervenzusammenbruch meinerseits steckt die Sprechstundenhilfe den Kopf durch die Tür und nickt mir freundlich zu. Es ist dieselbe Frau, die ich heute Morgen am Telefon hatte, und ich schäme mich kurz, weil ich sie so angezischt habe. Schließlich ist sie ja nicht schuld an meinem Dilemma.

»Ich habe Ihnen ja gesagt, dass es dauern kann, aber jetzt können Sie schon mal in Behandlungszimmer 1 gehen. Der Doktor kommt dann gleich.« Sie lächelt mich an, und meine Mundwinkel zucken in dem verzweifelten Versuch, ebenfalls eine halbwegs sozialverträgliche Miene zu produzieren.

In Behandlungszimmer 1 ist es schummrig dunkel. Allerdings nicht dunkel genug, um das große Plakat an der Wand neben dem Schrank zu übersehen. Auf dem Plakat ist eine Zelle. Eine Zelle, die von Bild zu Bild immer größer wird und schließlich als kleiner zerknautschter Säugling in den Armen einer glücklich grinsenden Frau liegt. Erschrocken atme ich ein und stecke meine eiskalten und zitternden Hände in die Taschen meiner Anzughose. Bild Nummer eins ist also das, was da gerade in meinem Uterus herumschwimmt.

Hinter mir fällt die Tür ins Schloss, das Licht geht an, und ich wende den Blick von dem Plakat ab. Dr. Ganter steht vor mir und streckt mir seine Hand entgegen.

»Hallo, Frau Schmidt, was ist denn so dringend?«, brummt er väterlich und setzt sich an seinen Schreibtisch, während er mich mit einer einladenden Geste dazu auffordert, auf einem der Stühle davor Platz zu nehmen.

Ich setze mich und sage: »Äh!« Mein Hirn ist noch mit dem Verarbeiten der Bilder auf dem Plakat beschäftigt, und ich brauche ein paar Sekunden, um mich zu sortieren.

»Ich bin schwanger«, flüstere ich dann schließlich, und weil mich der Doktor so freundlich und einfühlsam anblickt, schießen mir die Tränen in die Augen.

»Na«, sagt er und reicht mir eine Kleenexbox, die er unter seinem Schreibtisch versteckt zu haben scheint. »Das ist ja erst mal kein Grund zum Weinen!«

»Haben Sie eine Ahnung«, erwidere ich zaghaft und erzähle ihm, warum es eben doch ein Grund zum Weinen ist. Die Tatsache, dass ich Kinder nicht mag, lasse ich in diesem Bericht allerdings weg. Das erscheint mir einem Menschen gegenüber, der hauptberuflich Kinder zur Welt bringt, irgendwie unpassend.

Aber die Fakten sprechen auch so für sich. Nachdem ich meine dramatische Darstellung beendet habe, sagt er nachdenklich: »Lassen Sie uns mal schauen«, und deutet auf seinen von mir sehr gefürchteten Untersuchungsstuhl. Nichts ist erniedrigender, als sich unten herum frei zu machen und genau dort Platz zu nehmen. Aber heute habe ich es eilig. Ich reiße mir förmlich die Klamotten vom Leib, während er wieder das Licht dimmt und dabei irgendetwas erzählt. Das soll wohl der Beruhigung dienen, aber ich habe gerade keinen Kopf für Geplapper und denke nur: Mach hin, Gynäkologe!

Außerdem ist mir schlecht – um genau zu sein: kotzübel. Geübt schiebt er den Ultraschallkopf in mich hinein und blickt dann aufmerksam auf seinen Bildschirm. Er brummt ein bisschen vor sich hin, und ich kneife die Augen zu.

Erst sein fragendes »Frau Schmidt?« veranlasst mich, sie wieder zu öffnen.

»Ja?«, frage ich zurück und vermeide den Blick auf den Bildschirm, indem ich ihm fest in die braunen Augen starre.

»Wann genau hatten Sie ungeschützten Geschlechtsverkehr?«, erkundigt er sich und tippt einhändig auf der Tastatur des Gerätes herum. Ich antworte knapp: »Vor etwa vier Wochen.«

»Dann ist das ein wenig ungewöhnlich«, kommt seine Antwort.

Ich presse ein: »WAS ist ungewöhnlich?« hervor.

»Schauen Sie mal!«, fordert er mich energisch auf, und ich folge langsam seinem Blick.

Da blubbert was. Auf dem sonst so dunklen Bild des Monitors sehe ich eine kleine, weiß umrandete Bohne. Zumindest sieht das Ding so aus, und es beherbergt etwas, das im Rhythmus einer schnell laufenden Nähmaschine vor sich hin zuckt.

»Was ist das?«, hauche ich schwach.

»Das Herz«, antwortet er ernst und bewegt den Schallkopf ein wenig hin und her. Das Bild wird noch deutlicher. Vielleicht ist mir das Herz in die Hose gerutscht? Wie gebannt betrachte ich das zuckende Etwas auf dem Bildschirm.

Da schlägt also ein Herz in mir. Ein zweites Herz. Und dieser bescheuerte Arzt zeigt es mir auch noch. Vermutlich ist das Absicht. Er will dieses Herz zur Welt bringen. Purer Eigennutz. Er glaubt, wenn er es mir zeigt, kann ich es nicht mehr »wegmachen« lassen.

»Es ist ungewöhnlich, dass man den Herzschlag so früh schon so deutlich sehen kann«, sagt Dr. Ganter und lächelt mich an. Ja klar, es ist also ein Zeichen, füge ich seinen Worten im Stillen hinzu.

Dr. Ganter beendet den Ultraschall, und ich darf mich anziehen. Verwirrt und leicht zittrig nehme ich wieder auf dem Stuhl vor seinem Schreibtisch Platz.

»Sie sind jetzt am Ende der fünften Schwangerschaftswoche«, informiert er mich. Ich bin nicht gut in Kopfrechnen, aber selbst ich bemerke, dass das nicht stimmen kann. Er sieht meinen verwirrten Gesichtsausdruck und erklärt: »Man geht bei der Berechnung vom ersten Tag Ihrer letzten Periode aus. Insgesamt ergeben sich daraus dann die vierzig Schwangerschaftswochen.«

Dr. Ganter lächelt mich mitfühlend an. »Sie sollten da noch mal drüber nachdenken, Frau Schmidt. Es ist nicht das Ende der Welt. Es ist nur ein Kind.« Und mit diesen Worten überreicht er mir ein kleines Stück Papier. Ein Herzschlagbild. Na toll, er hat sogar ein Beweisfoto gemacht und nötigt es mir nun auf.

»Haben Sie jemanden, mit dem Sie darüber sprechen können?«, höre ich ihn aus weiter Ferne fragen, während ich auf das Bohnenbild starre. »Vor einem Abbruch muss immer ein Beratungsgespräch geführt werden. Die Menschen hier«, er reicht mir erneut ein Stück Papier, nur diesmal mit einer Adresse drauf, »kennen sich mit der Situation, in der Sie stecken, sehr gut aus. Wenn Sie Probleme haben, mit Ihrem privaten Umfeld darüber zu sprechen, können Sie dort auch vor dem offiziellen Beratungstermin Hilfe bekommen.« Jetzt starre ich auf die Adresse von pro familia.

»Der errechnete Termin ist übrigens der erste Juli«, fügt er noch hinzu und tippt fleißig auf der Tastatur seines Computers herum.

»Der errechnete Termin für was?«, frage ich.

»Der Geburtstermin«, antwortet er und lächelt mich schon wieder an.

Jetzt ist es offiziell: Mein Frauenarzt ist hinterhältig und berechnend.

»Was soll ich denn jetzt bloß machen?«, frage ich und starre ihn an.

»Sehen Sie, Frau Schmidt«, er tippt noch einmal energisch auf eine Taste und wendet sich dann wieder mir zu, »ich habe in meiner Praxis unglaublich viele Frauen, die nichts lieber wollen, als ein Kind zu bekommen. Aber sie werden nicht schwanger. Manchmal kann auch die Medizin ihnen nicht dabei helfen. Es ist keine Selbstverständlichkeit, schwanger zu werden. Alles, was Sie mir an Gegenargumenten genannt haben, kann ich verstehen. Ich bitte Sie nur um eins: Denken Sie in Ruhe darüber nach, ob es nicht doch eine Möglichkeit gibt, dieses Kind zu bekommen. Wenn Sie sich jetzt gegen diese Schwangerschaft entscheiden, ist das vielleicht eine Entscheidung für immer. Außerdem kann ich Ihnen nur ans Herz legen, mit dem Vater zu sprechen.« Damit steht er auf, tätschelt mir noch einmal die Schulter und entschwindet aus der Tür.

Ich bleibe mit den Zetteln in der Hand sitzen. Ich hatte mir von ihm eine Lösung des Problems erhofft. Jetzt weiß ich, dass das Problem aussieht wie eine Bohne, über einen Herzschlag verfügt und am ersten Juli zur Welt kommen wird.

Wenn ich es denn lasse. Schlagartig wird mir bewusst, dass diese Entscheidung nicht mehr nur mich betrifft. Da hängen jetzt verdammt viele Leute drin. Sie betrifft Olaf als Vater, mich als Mutter und die Bohne als Kind.

Plötzlich ist die Welt grau vor lauter Verantwortung, die auf meinen Schultern lastet oder besser: in meinem Uterus lauert.

Ich stopfe die Zettel in meine Handtasche und gehe. Die Praxis ist leer. Die Tür fällt geräuschvoll hinter mir ins Schloss. Dann fahre ich nach Hause, lege mich auf mein Sofa, ziehe mir meine karierte Kuschedecke über die Ohren und

beginne einen Heul- und Schluchzmarathon, der bis Mitternacht dauert.

Als ich damit fertig bin, gehe ich ins Bett und schlafe. Traumlos und leer geweint.



Kapitel 3

= =

Als der Wecker am nächsten Morgen klingelt, brauche ich sehr lange, bis es mir gelingt, die Augen zu öffnen. Ich wundere mich über meine schweren Lider und lasse den gestrigen Tag langsam im Kopf Revue passieren, als mich die Erkenntnis kalt und aus dem Hinterhalt trifft: Ich bin schwanger!

Schlagartig ist alles wieder da – die vielen blauen Pluszeichen und der Besuch bei meinem Gynäkologen. Und wie auf Befehl wird mir schlecht. Nicht nur ein bisschen schlecht, sondern gleich das volle Programm.

Ich springe hektisch aus dem Bett, bleibe mit dem rechten kleinen Zeh schmerzhaft am Türrahmen hängen und schaffe es mit einem plumpen Hechtsprung gerade noch, die rettende Kloschüssel zu erreichen. Diese umklammere ich dann Halt suchend gefühlt zwei Stunden lang, während meine Knie langsam blau werden und ich vor Kälte schlottere.

Nachdem mein Magen sich wieder beruhigt hat, wanke ich völlig zerschlagen in die Küche. Etwas verloren stehe ich vor dem geöffneten Kühlschrank und starre hinein. Die Übelkeit ist Hunger gewichen. Nagendem, brennendem Hunger auf irgendetwas. Ich wühle mich durch die Fächer und zerre schließlich eine Viererpackung grünen Wackelpudding hervor. Mit einem Löffel und dem Pudding bewaffnet, lasse ich mich auf

meinen alten Ledersessel fallen. Auf dem Weg dorthin greife ich noch mein wild blinkendes Handy, und während ich den grünen Glibber in mich hineinschaufle, öffne ich die eingegangene SMS. Es ist die Aufforderung von Andrea, mich UMGEHEND (groß geschrieben, mit fünf Ausrufungszeichen) zu melden. Das tue ich. Während es klingelt, inhaliere ich bereits den zweiten Becher Wackelpudding.

»Bist du bescheuert? Du wolltest dich gestern melden!«, faucht Andrea mir ins Ohr.

»'tschuldigung. Hab ich vergessen«, nuschle ich. Vergessen habe ich sie nicht wirklich. Aber die Last der Welt war gestern Abend einfach zu übermächtig, als dass ich meine pragmatische Schwester daran hätte teilhaben lassen können. Schließlich musste ich heulen und mich in Selbstmitleid suhlen.

»Wie war es denn jetzt beim Arzt?«, übergeht sie meine Entschuldigung, und ich halte in meiner Wackelpudding-Orgie inne. Es wäre sicher besser, wenn ich den Herzschlag der Bohne nicht erwähnen würde. Eine Zelle ohne Herzschlag ist immerhin nur eine Zelle. Ich könnte ihr auch erzählen, dass der Termin gut war und ich jetzt nur noch einen Beratungstermin bei »pro familia« brauche. Das alles schießt mir im Bruchteil einer Sekunde durch den Kopf.

Doch was ich sage, ist Folgendes: »Es hat ein Herz. Und ich muss mit Olaf reden. Und ich habe ein Foto. Und ich habe heute Morgen gekotzt. Und ich weiß nicht, was ich tun soll!«

»Okay«, antwortet sie gedehnt. »Wir zwei müssen reden. Am besten gleich. Kannst du dich krankmelden?«

»Krankmelden?« Empört über diesen Vorschlag, linse ich zu meiner Küchenuhr. Es ist halb acht. Eigentlich bin ich nach der innigen Zwiesprache mit meiner Kloschüssel sowieso schon zu spät. Zumal die Wiederherstellung eines angemessenen Äu-

ßeren nach dem gestrigen Heulabend etwas mehr Zeit in Anspruch nehmen würde.

»Krankmelden«, wiederhole ich leise und schaue Hilfe suchend aus dem Fenster. Außer dem üblichen Novemberregen entdecke ich dort leider nichts, was mir meine Entscheidung erleichtern könnte.

»Süße!«, dringt Andreas energische Stimme an mein Ohr. »Wir müssen jetzt erst mal einen Plan machen. Gönn dir bitte einen Tag Ruhe. Ich bringe die Kinder in den Kindergarten und komme dann vorbei.« Ende der Durchsage. Sie legt auf. Ich blättere mich durch meine Telefonbucheinträge und rufe meinen Chef an.

Mit matter Stimme erkläre ich ihm, dass ich krank bin und heute zu Hause bleibe. Er fragt nicht, was ich habe, sondern zählt lediglich pikiert auf, was heute alles Dringendes ansteht. Ich krümme mich innerlich, schließlich bin ich eine wirklich fleißige Arbeitsbiene und vertrete die Auffassung, dass ohne mich in diesem Laden nichts mehr läuft. Schon gar keine Autoteile vom Produktionsband. Aber in diesem Fall hat Andrea recht.

Ich muss mich sortieren, und das geht im Büro nicht, schon gar nicht im Beisein meines Chefs. Also verweise ich auf meine übliche Urlaubsvertretung Frau Karmon und biete ihm an, sie telefonisch über die wichtigsten Dinge in Kenntnis zu setzen. »Tun Sie das«, antwortet er kühl, und damit ist das Gespräch beendet.

In den zwei Jahren, in denen ich jetzt für ihn arbeite, war ich nicht ein Mal krank. Oder zu spät. Ich habe in diesem Jahr noch einundzwanzig Urlaubstage, und es ist, wie gesagt, bereits November. Und mein Chef bringt kein »Gute Besserung, Frau Schmidt!« über die Lippen?

Das ist meinem eh schon stark gebeutelten Seelenzustand

nicht gerade zuträglich, und ich muss mich erst einmal sammeln, ehe ich meine Kollegin Brigitte Karmon mit einem Haufen Zusatzaufgaben erfreue.

Brigitte erleichtert mich ein wenig von meinem nagenden schlechten Gewissen und verspricht, sich um alles Brennende auf meinem Schreibtisch zu kümmern. Ich solle mich ganz in Ruhe auskurieren und mal nicht an die Arbeit denken. Zutiefst dankbar über ihre Ruhe und Freundlichkeit kommen mir, mal wieder, die Tränen, und ich schaffe es gerade noch aufzulegen, bevor ich Rotz und Wasser heule.

Ich heule und schluchze, bis Andrea um Viertel nach acht auf der Matte steht. Und dann heule und schluchze ich weiter. Langsam beschleicht mich die Befürchtung, dass ich mit dieser Heulerei vielleicht nie mehr aufhören kann. Wie soll ich das bloß im Büro erklären? Dauer-Heuschnupfen im November?

Andrea dagegen ist die Ruhe selbst und ignoriert mich und meine Tränenflut erst mal weitestgehend. Ganz entspannt kocht sie Tee. Dann holt sie aus ihrer überdimensionierten Handtasche eine kleine Tüte mit frischen Donuts. Energisch drückt sie mir eins von den klebrigen Dingen in die Hand und manövriert mich zurück zu meinem Sessel.

»Hast du die zum Frühstück gegessen?«, fragt sie erstaunt, als sie die stummen Zeugen meiner Wackelpudding-Orgie in Form der leeren Becher entdeckt, und ich nicke zögernd.

»Sag jetzt nichts, ich liebe Wackelpudding«, murmele ich, und als ich ihre hochgezogenen Augenbrauen sehe, füge ich ein trotziges: »Immer schon und auch zum Frühstück!« hinzu. Mir ist selbst klar, dass ich gerade sämtliche Klischees zum Thema Schwangerschaft erfülle.

Und prompt erwidert Andrea: »Ich würde eher sagen: Schwangerschaftsgelüste.« Energisch räumt sie die leeren Be-

cher in den Mülleimer. Meine Schwester leidet, seitdem sie Kinder hat, unter diversen sehr interessanten Zwängen. Sie kann zum Beispiel niemals auch nur das kleinste Fitzelchen Müll entdecken, ohne es sofort aufzuklauben und ordnungsgemäß zu entsorgen. Seit sie unter diesem Müllentsorgungszwang leidet, sind Menschen, die nicht aktiv und voller Freude an der Mülltrennung teilnehmen, »die Geißeln unserer Gesellschaft« (Originalton Andrea).

»Jetzt zeig mir das Bild!«, ranzt sie mich an, und erschrocken über den militärischen Ton springe ich auf, um Gefordertes unter den zerwühlten Sofakissen hervorzuzerren. Ich streiche den schwarz-weißen Ausdruck glatt und reiche ihn ihr. Sie schaut und schweigt. Eine gefühlte Stunde lang starrt sie das Bild an. Vermutlich sind es nur ein paar Sekunden – so viel gibt es nun auch nicht darauf zu sehen –, aber es kommt mir unendlich lange vor, bis sie endlich wieder aufblickt. Und zwar mit Tränen in den Augen.

Na super!

»Scheiße!«, flüstert sie, als ich ihr das Bild energisch aus den Fingern nehme. Ich darf hier heulen. Sie nicht. Außerdem dachte ich, dass das Wort »Scheiße« in ihrem aktiven Wortschatz gar nicht mehr vorkommt, seitdem sie Super-Mom ist und vehement gegen alle bösen Worte dieser Welt kämpft.

»Ja, große Scheiße!«, stimme ich zu, dankbar, dass sie nicht sofort ihren üblichen Standardsatz »Das sagt man nicht!« von sich gibt. Vielmehr steht sie auf und sagt sehr laut: »Scheiße-scheißescheiße!«

Ich diagnostiziere einen Fäkalwort-Stau – kein Wunder bei fünf Jahren ohne »Scheiße!« –, und stimme energisch nickend zu. Sie lässt sich neben mich aufs Sofa sinken und sagt: »Du bist ja richtig schwanger!«

Ach nee. Genau DAS ist schließlich mein Problem. Und eigentlich dachte ich, sie sei hier, um genau dieses Problem durch die Erstellung eines ausgeklügelten Plans in den Griff zu bekommen.

»Hast du einen Termin?«, fragt sie mich leise und blickt dabei starr auf die Küchenwand.

Etwas verwirrt antworte ich: »Der erste Juli.« Als sie mich entgeistert anstarrt, füge ich bekräftigend hinzu: »Das sagt der Arzt!«

»Ich meine doch nicht den Geburtstermin. Sondern den Termin zum ...« Sie hebt die Hände und versinkt wieder in die stumme Kommunikation mit meiner Küchenwand.

Endlich begreife ich, was sie meint, und sage: »So einfach ist das nicht. Vorher muss noch ein Beratungsgespräch stattfinden. Und mit Olaf sollte ich auch reden.«

Verstohlen blicke ich sie von der Seite an. Ob ihr meine Küchenwand irgendwelche Geheimnisse anvertraut?

»Und, was wirst du jetzt machen?« Sie wirft meiner Wand einen fragenden Blick zu.

»Andrea! Ich bin schwanger. Das war in meiner Lebensplanung bisher nicht vorgesehen. Außerdem hab ich mich vom Erzeuger dieser Zelle getrennt. Und bringen wir es doch einmal auf den Punkt: Meine berufliche Zukunft lässt sich definitiv nicht mit einem Kind vereinbaren.« Hilflös zucke ich mit den Schultern. »Das sind die Fakten, die ich bis jetzt zu meiner Entscheidungsfindung einbezogen habe. Ich habe so was von keine Ahnung, was ich tun soll.«

»Du schließt es nicht grundsätzlich aus, dieses Kind zu bekommen?«, fragt sie und sieht mich durchdringend an.

Ich erwidere ihren Blick und versuche mich innerlich zu sortieren. Was haben wir denn da ... also: Die Fakten sprechen

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Kristina Steffan

Nicht die Bohne!

Roman

ORIGINALAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 352 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

1 s/w Abbildung

ISBN: 978-3-453-35742-6

Diana

Erscheinungstermin: April 2013

Witzig, rotzfrech und extrem unterhaltsam!

Paula Schmidt mag keine Kinder. Klein, laut, dreckig, muss nicht sein. Karriere dagegen unbedingt! Deshalb hat Paula sich auch von Olaf getrennt: weil Familienplanung plötzlich zum Dauerthema wurde. Das Problem: Paula ist schwanger. Ungewollt, versteht sich. Dass das bohnenförmige Wesen auf dem Ultraschall ihr das Herz stehlen könnte, damit hat sie nicht gerechnet. Mir dagegen war beim Lesen sofort klar, dass ich Paula Schmidt bei diesem etwas anderen Großprojekt mit Vergnügen zur Seite stehen würde. An ihrem ersten Tag als schwangere Teilzeitkraft auf dem Ökohof, auf alkoholfreien Familienfesten und sogar bei einer ziemlich furchteinflößenden Kreißsaal-Tour mit Walgesängen und Duftlämpchen. Klingt nicht nach Spaß? Ist es aber – versprochen!

Tipp der Lektorin